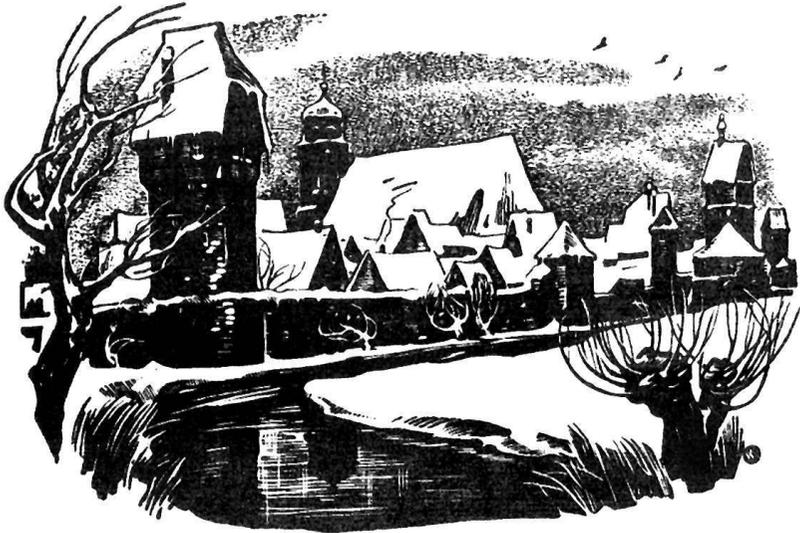


Geschichten rund um Weihnachten



Holzchnitt von Rudolph Warnecke

Anrührend tief haben sich mir die Rorate-Messen meiner Kindheit eingeprägt. Sie verdanken ihren Namen der lateinischen Übersetzung eines Psalmes. Er beginnt mit den Worten »Rorate coeli« (Tauet Himmel) und sein Inhalt wird auch im ersten Lied beschworen. »Tauet Himmel den Gerechten. Wolken regnet ihn herab. Rief das Volk in banger Nächten, als Gott die Verheißung gab.«



Frühmorgens um sechs ist es noch Nacht in der eiskalten Georgskirche. Während unser Lehrer Schineis an der Orgel ein Lied an das andere reiht, vertreibt das Meer brennender Kerzen sanft die drückende Dunkelheit. »0 komm, o komm Emanuel. Nach Dir sehnt sich Dein Israel!« hallt es im Kirchenschiff. Auf dem Höhepunkt der Messe wird für einen Moment der Fluss der Lieder unterbrochen. Die Ministranten schellen. Vom Turm dröhnt die Glocke. De-

kan Kranzfelder hebt anbetend Hostie und dann den Kelch mit dem Wein in die Höhe. Knieend senken wir das Haupt und schlagen uns heftig an die Brust. Vor uns auf der Gebetbuchablage sorgen die Kerzen für einen Strom heißen Wachses. Vorsichtig überprüfen wir seine Hitze und formen aus dem abkühlenden Wachs Berge und Täler. Wenn die Gemeinde »Macht hoch die Tür, die Tor macht weit. Es kommt der Herr der Herrlichkeit!« anstimmt, klingt der Gottesdienst aus.

Dankbar ziehe ich meine Wollmütze über meine fast erfrorenen Ohren. Ich renne am Löwenbrunnen vorbei nach Hause. Hastig trinke ich meinen Kakao. Dann suche ich auf meinem Adventskalender das fällige Kästchen. Jetzt aber nichts wie hin in die Schule. Der breite Treppenaufgang im ehemaligen Karmeliterkloster dröhnt von unseren schnellen Schritten. Im kleinen Hof zur Paulskirche hin steht eingeschneit auf einem Sockel der Dinkelbauer. Der imposante gusseiserne Ofen liefert in dem hohen Raum mit der barocken Decke wohlige

Wärme. Wir haben aus Fichtenzweigen einen Adventskranz gebunden. Reihum darf jeder eine der vier Kerzen anzünden. An den großen Fenstern zeichnet sich die Morgendämmerung ab. Leichter Schnee fällt. Die Arbeiter des Bauhofes machen sich auf den Weg zum Rothenburger Weiher. Der über Nacht gefallene Schnee wird an den Rand geschoben. Bald werden die ersten Schlittschuhläufer und Kegler eintreffen. Am Nachmittag herrscht auf der Rodelbahn im Stadtpark Hochbetrieb. Mit meinen leicht versteiften Beinen stehe ich recht unsicher auf den Schlittschuhen. Auch der Gedanke, auf dem Schlitten liegend den Hang herunterdonnern zu müssen, macht mir eher Angst. Aber jetzt im verklärenden Rückblick werden diese frühen Jahre der Kindheit zu einer einzigen Idylle.

*M*orgen Kinder wird's was geben

Oft in dieser Vorweihnachtszeit huschen wir in die Georgskirche. Dort wird im rechten Chorumgang die Krippe aufgebaut. Den Rest des Jahres werden ihre Teile in dem Raum über der Sakristei aufbewahrt. Vorsichtig tragen Mesner



Fuchs und seine Helfer, Häuser, Türme und die Kisten mit den Figuren die schmalen Stufen hinunter. Viele dieser kunstvoll geschreinerten Gebäude kennen wir von unseren Streifzügen durch die Stadt. Im Gang stehen Waschkörbe mit Steinen, im Sommer gesammeltem Moos und Zweigen. Schon können wir einen Blick ins Paradies werfen.

Mittendrin steht der verhängnisvolle Apfelbaum. Um seinen Stamm ringelt sich eine eklige Schlange. Sie droht uns mit ihrer herausgestreckten giftigen Zunge. Wilde Tiere streifen durch den Garten. Sie wirken eher gemütlich. Ein mächtiger Engel mit erhobenem Schwert bewacht das zugeschlossene schmiedeeiserne Tor. Verstört und beschämt schleichen sich Adam und Eva davon. Die Armen sind fast splinternackt. Gleich werden sie auf eine gemütliche Stube stoßen, in der Maria andächtig auf einem Betschemel kniet. Eben ist der Erzengel Gabriel eingetreten. Wir können jedes seiner Worte auswendig hersagen. »Gegrüßet seist Du, Maria, voll der Gnade. Der Herr ist mit Dir. Du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht Deines Leibes: Jesu.« Noch stört sich niemand an dem Wort »Weiber«, und wenn ich Leib höre, denke ich an den großen runden Laib, den wir beim Bäcker Lechler in der Nördlingerstraße kaufen. Wenn Abends um sechs die Glocken den Feierabend einläuten, faltet Urgroßmutter die Hände und betet still den »Engel des Herrn«.

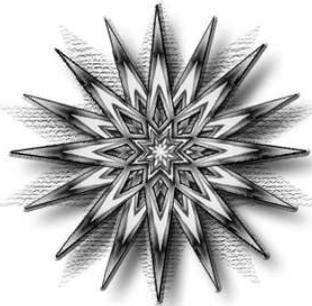


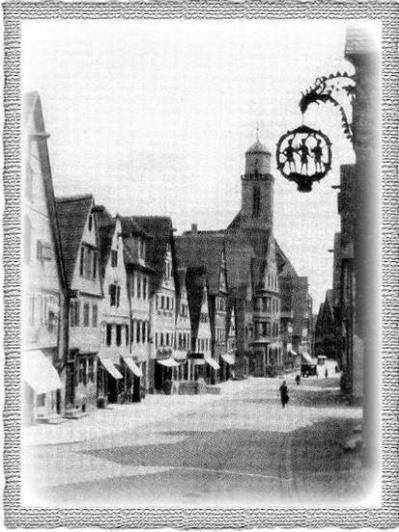
Mutter hat mir ein Zehn pfennigstück mitgegeben. Gleich am Anfang der Krippe kniet auf einem Hügel ein armes Negerlein. Wenn ich die Münze in den Schlitz stecke und sie fällt, senkt es dankbar seinen krausen Lockenkopf. Irgendeine Mechanik wird in Gang gesetzt und wie bei einer Spieluhr ist die Melodie »Ihr Kinderlein kommet, ach kommet doch all« zu hören. Der Verfasser dieses berühmten Weihnachtsliedes ist ein Kind dieser Stadt. König Ludwig I. erhebt ihn, als er bereits ein erfolgreicher Jugendschriftsteller ist, in den Adel. Wir bewundern ihn auf dem Christoph-von-Schmid-Denkmal vor dem Männeringang der Kirche. Er trägt das Gewand eines Dompräla-

ten. Gütig beugt er sich zu einem Jungen und einem Mädchen, die ihn ehrfürchtig bewundern. Gleich nebenan verankern Arbeiter in einem tiefen Loch den im städtischen Forst geschlagenen Weihnachtsbaum. Die ausfahrbare Feuerwehreiter steht bereit, um die vielen elektrischen Kerzen befestigen zu können. Wenn unter seinen Zweigen der Posaunenchor Martin Luthers »Vom Himmel hoch, da komm ich her. Ich bring Euch gute, neue Mär« bläst und die Chöre ihr »0 Du fröhliche, o Du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit« schmettern, sind bereits Feiertage. Bis dahin muss ich noch viele viele Sterne basteln.

In der Küche duftet es noch nach Plätzchen. Am Vormittag haben Mutter und Erna Vanillekipferl und Kokosmakronen gebacken. Ich habe keine sehr geschickten Finger. Strohsterne überfordern mich. Am liebsten kaufe ich große Bogen in Gold, Silber, Weinrot oder Himmelblau. Sie werden in unterschiedlich breite

Streifen gefaltet. Vorsichtig trenne ich sie mit Hilfe eines Messers. Dann falte ich jeden zu einer Ziehharmonika. Jetzt kann ich gleich mehrere Zacken auf einmal einschneiden. Am unteren Ende wird mit einer Nadel ein Faden durchgezogen. Dann werden die beiden Enden zusammengeklebt. Wenn ich jetzt den Faden zusammenziehe und mit den Fingern ein wenig nachhelfe, erblickt ein wunderbarer Stern. Ich bin jedes Mal selbst überrascht. Mein Bastelzeug bekomme ich im Schreibwarengeschäft Breitinger in der Segringerstraße. Ich springe die fünf Stufen hoch. Dann kann ich mich nur noch vorsichtig vorwärtsbewegen. Der lange, nicht allzu breite Raum ist vollgestellt mit Ständern und Tischen. Links an der Wand stecken





hinter schmalen Holzleisten Postkarten aus den dreißiger Jahren. Die Straßen sind fast menschenleer. Kein Auto ist zu sehen. Ein warmer Brauntönen beherrscht diese Bilder der Vergangenheit. Leicht nach vorne gebeugt macht sich Frau Breitinger auf die Suche nach Lametta oder Wunderkerzen. Sie scheint eine schwere Last mit sich herumzuschleppen. Von hinten sind die Maschinen der Druckerei

zu hören. Dort sitzt oft in sich zusammengesunken ihr Mann. Er ist uns Kindern ein wenig unheimlich. Um an meine geliebten Bogen zu kommen, zieht Frau Breitinger an einer der vielen Schubfächer unterhalb ihres Ladentisches. Während sie die Bogen sorgfältig glättet und dann zusammen rollt, kann ich das Bild hinter ihrem Rücken betrachten. Fast zwei Meter hoch und in eine Nische gemalt, erinnert es an einen Altar. Vielleicht war hier einmal die Hauskapelle einer Handwerkerzunft. Wieder ist der Engel Gabriel zu sehen. Schwerfällig wirkt er wie Maria, die die frohe Botschaft eher erleidet. Draußen schneit es. Gewissenhaft wickelt Frau Breitinger die Bogen in Zeitungspapier. Sie blickt mich freundlich an und legt das Wechselgeld Münze für Münze auf den Tisch. Nur noch wenige Menschen nehmen inzwischen wie sie ihr Schicksal gottergeben an. Was machen wir, wenn uns das Herz schwer wird und zu zerbrechen droht? »And in the times of trouble modern Mary comes to me. Speaking words of wisdom. Let it be!« Gott sei Dank muss ein kleiner Junge noch nicht das Loslassen üben. Ich stürme nach draußen. Es schneit.

»Leise rieselt der Schnee. Still und starr ruht der See.« Es ist bitter kalt geworden. Schnell ziehe ich meine Wollmütze über beide Ohren. »Weihnachtlich glänzet der Wald.

Freue Dich. Christkind kommt bald.«

Am Weihnachtsbaume die Lichter brennen

Zwei Ereignisse im Jahr erwarten wir Kinder mit besonders großer Spannung: die Kinderzeche und den Heiligen Abend. Aufgeregt sitze ich in der Küche. Wird nebenan ein Glöckchen geläutet, stürme ich ins Wohnzimmer. Was für ein Glanz! Im dichten Lametta und den großen Christbaumkugeln spiegeln sich die brennenden Kerzen. In der Krippe bestaunen Ochs und Esel die heilige Familie. Maria kniet bereits andächtig vor dem Jesuskind. Josef lässt sich seine Rührung nicht anmerken. Im September hatte mein Vater Josef mit mir am Brünnele Moos gesammelt. Staunend entdeckte ich immer neue Arten. Manche ließen sich leicht von der Erde lösen. Andere wideretzten sich hartnäckig mitgenommen zu werden. Vorsichtig legte ich dicke Polster, die wie Samt glänzten, in unseren Korb. Jetzt grasen in dieser farbigen Mooslandschaft Schafe, bewacht von zwei Hirten. Auch die Weisen aus dem Morgenland sind bereits angekommen. Geschnitzt hat uns die schönen Figuren der Bildhauer Buschmeier. Von seiner Kunst kann er in diesen harten Nachkriegsjahren nicht leben. Deshalb hat er eine Stelle auf dem Landratsamt angenommen. Plötzlich fällt mein Blick auf den Altar neben der Krippe. Vor zwei aufgeklebten Heiligenbildern brennen



meine kleinen Kerzenleuchter. Vorsichtig öffne ich das golden angemalte Heiligtum in der Mitte. Eine prachtvolle Monstranz strahlt mich an. Ich bin außer mir vor Freude. Sicher hat sie Vati bei unserem letzten Besuch auf dem Schöneberg an einer der Buden heimlich gekauft. Viele Stunden meines Lebens werde ich vor diesem Altar in inniger Andacht verbringen.

Eine blumenreiche Belehrung

Beim Bemühen, ihn zu schmücken, entdecke ich meine Leidenschaft für Blumen. Sobald Schnee und Eis schmelzen, suche ich im sumpfigen Gelände am Schlössleinsbuck nach den ersten Schlüsselblumen. Dicke prachtvolle Sträuße tragen wir von hier nach Hause. Schon wuchern am Bachrand fette Dotterblumen. Die Bleichwiese ist übersät mit Gänseblümchen. Beim Versteckenspielen entdecke ich zwischen den Büschen an sonnigen Stellen duftende Veilchen. Wenn der Nachbar Seidelmann vergisst, die Zufahrt zur Inselwiese wieder zu verriegeln, liegt vor meiner Haustür ein Blumenparadies. Im Frühling sind es Vergissmeinnicht, wilde Stiefmütterchen. Geht es auf den Sommer zu, locken Margariten, roter Mohn, blaue Kornblumen, Wiesenschaumkraut, Blutströpfchen, Gewitterblu-



men, Sauerampfer, Trollblumen. Seit die Gülle nicht mehr auf den Misthaufen, sondern direkt auf die Felder kommt, haben sich unsere Wiesen in grüne Wüsten verwandelt.

Nur der Löwenzahn ist dieser Stickstoffüberdüngung gewachsen. Noch kann ich Blüte an Blüte fügen. Entdecke vielfarbige Gräser, die sich gerne einreihen. Verwöhnt von der Sonne erfahre ich inmitten dieser Fülle einen tiefen Frieden. »Geh aus mein Herz und suche Freud in dieser schönen Sommerszeit an Deines Gottes Gaben.« Stolz stelle ich meinen bunten Strauß vor meinen Altar.

Wir Gotteskinder

Noch teilen meine Kusinen meinen Gotteshunger. Wenn ich mit einem Handtuch um die Schulter die Messe lese, sprechen sie klar und deutlich die vertrauten Antworten. Erhebe ich segnend die Monstranz, gehen sie in die Kniee und zeichnen gewissenhaft ein Kreuz auf Stirn, Mund und Brust. Tote Vögel und ein überfahrener Igel werden in eine von Urgroßvaters Zigarrenkisten gelegt und im Garten unter dem Haselnussstrauch feierlich beerdigt. Im Herbst prasseln Nüsse auf unseren kleinen Friedhof. Ich segne Paare, die versprechen, »zusammenzubleiben, bis dass der Tod uns scheidet«. Als wir in der Nachbarschaft für die Mitgift betteln, verbietet uns Urgroßmutter dieses Spiel. Auch meine Kusine Ingrid sorgt für Ernüchterung. Sie verlangt, dass ich bei der Heiligen Kommunion Bonbons austeile. Seufzend gebe ich nach. Die Emanze wird es in ihrem

Leben einmal nicht leicht haben. Ingrids Vater kam aus dem Krieg schwer krank zurück. Er stirbt am Tag der Währungsreform.



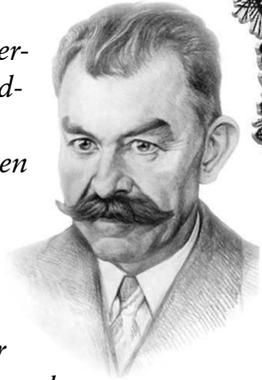
Im Schatten des Krieges

Ich bin nicht der erste Besitzer meines schönen Altars. Der Drechslermeister Fuchs hatte ihn für seinen Sohn Hubert geschaffen. Hubert wird bei Kriegsende wie durch ein Wunder dem Tod entgehen. Die Amis haben die Stadt besetzt. Die beschlagnahmte Munition wird in einem Zimmer im Rathauserdgeschoss gesammelt. Ausgerechnet in diesen Raum sperrt ein Hilfspolizist ein paar Jungen, darunter Hubert. Einer von ihnen zündet einen Knallfrosch. Wie in einer Vorahnung flüchtet Hubert auf den schweren Schrank an der Wand. Es ist ein schöner warmer Tag. Die Detonation ist in der ganzen Stadt zu hören. Teile der Zimmerwand stürzen ein. Hubert fliegt in den Kassenraum der benachbarten Sparkasse. Für die anderen schwerverletzten Jungen kommt jede Hilfe zu spät. Dr. Bader, der damals im Krankenhaus helfen wollte, hat die Erinnerung an dieses schreckliche Unglück noch im Alter belastet.



1948 kehrt ein Mann heim. Die Jahre in russischer Gefangenschaft haben ihn gezeichnet. Er besteht nur noch aus Haut und Knochen. Er wird die große Liebe meiner Patin werden. Seine Eltern betreiben im »Schatten«, einer ehemaligen Gartenwirtschaft, eine Pinselfabrik und Borstenhaarzurichterei. Wenn wir durch den Stadtgraben toben, halten wir uns die Nase zu. Es stinkt fürchterlich aus den Hütten, in denen die Schweineborsten gekocht und desinfiziert werden.

Man kann das Gebäude auch am oberen Mauerweg betreten. Unsere Schritte hallen in den endlos langen Gängen. Manchmal tritt aus einer der Türen der Seniorchef. Mit seinem seltsamen Bart und seinen leuchtenden Augen ist er für uns Kinder eine unheimliche Erscheinung. Die Erwachsenen nennen ihn hinter vorgehaltener Hand wegen seines Bartes »Stalin«.



Im Schatten wohnt Dieter. Obwohl er nur zwei Jahre älter ist als ich, gibt er sich sehr erwachsen. Pfarrerte spielen, findet er blöd. Er bekommt zu Weihnachten immer das Neueste geschenkt. Letztes Jahr war es eine Dampfmaschine. Diesmal ist es ein Apparat, der bunte Bilder an die Wand wirft. Sie sind auf lange Glasplatten gemalt und müssen durch ein Fenster geschoben werden. Max und Moritz sind zu sehen und die erboste Witwe Bolte. Gespannt sitzen wir im dunklen warmen Zimmer und starren gebannt auf die leuchtenden Farben. Zwei Jahre später haben die Bilder schon das Laufen gelernt. Ein Apparat setzt zwei große Räder ratternd in Bewegung. Er macht einen furchtbaren Krach. Ein Dicker und ein langer Dünner kommen sich permanent in die Quere und prügeln sich. Manchmal beißen sie sich sogar in die Ohren. Ich kann darüber nicht lachen. Mir macht es schon Angst, wenn die Jungen auf dem Pausenhof zu streiten anfangen. Ab und zu gibt es Bandsalat. Dann erscheint Dieters Mutter und schimpft heftig. Dieters Vater ist im Krieg gefallen. Jetzt soll Onkel Heinrich seiner Schwester bei der Erziehung helfen. Er lebt inzwischen mit meiner Tante Elisabeth zusammen. Jedes Jahr behauptet er, sein Weihnachtsbaum sei der schönste. Es ist unklug, mit ihm zu streiten. Als Erna sich für einen schlichten Baum mit Strohsternen und Honigkerzen entscheidet, schenken wir Onkel Heinrich unsere großen bunten Kugeln. Er ist sehr sehr zufrieden.



All unser Mitgefühl gilt an diesen Festtagen Tante Thilde in Gunzenhausen. Ihr Mann ist im Krieg gefallen. Der siebzehnjährige Friedrich hatte sich ohne Zustimmung seiner Eltern zur Waffen-SS gemeldet. Als die Sowjets Österreich besetzen, wird

er in Kärnten verhaftet. Zehn Jahre Zwangsarbeit in Sibirien kostet ihn dieser Versuch, von zu Hause wegzulaufen. Auch er verdankt Dr. Konrad Adenauer und dessen Moskaureise seine Heimkehr. Wenn wir uns auf den Weg in die Mitternachtsmette machen, brennen hinter vielen Fensterscheiben Kerzen. Wir alle denken an die Brüder und Schwestern in der sowjetischen Besatzungszone.

Heimatlos und auf Herbergssuche

1949 kommt Vaters Bruder Stefan aus russischer Kriegsgefangenschaft. Er hatte als Heimatadresse Dinkelsbühl angegeben. Groß geworden ist er mit Josef und zwei Schwestern in Miechovice in Oberschlesien. Die Nazis ersetzen den slawischen Namen durch Mechtal. Slawen und Deutsche leben hier seit Generationen friedlich zusammen. Es ist nicht zuletzt die Liebe, die für immer neue Verbindungen sorgt. So ist Vaters Mutter eine geborene Pietzka. Wie viele Mädchen in diesem Steinkohlenrevier trägt sie den Namen der heiligen Barbara. Sie ist die Schutzpatronin der Bergarbeiter und ihr Namenstag wird am 4. Dezember festlich gefeiert. In Vaters Elternhaus muss bittere Armut geherrscht haben. Die sechsköpfige Familie muss mit einem Zimmer und einer Küche auskommen. Alle Mietpar-

teien holen sich im Gang eimerweise ihr Wasser. Unten im Hof steht das Plumpsklo. Die Arbeit unter Tage ist hart. Großvater stirbt mit 61 an seiner Staublunge. Als ich 1982 Schlesien bereise, lerne ich Va-



ters Heimat als eine Welt im Verfall kennen. Überall versinken Häuserreihen im Erdboden. Das Nachkriegspolen hatte noch mit einer Rückkehr der vertriebenen Deutschen gerechnet. Deshalb sollte möglichst schnell und möglichst viel Steinkohle abgebaut werden. Die neu angelegten Stollen wurden nur unzureichend abgesichert. Jetzt geben an vielen Stellen die eingezogenen Balken nach und ganze Gruben brechen in sich zusammen. Man trifft kaum noch auf Deutsche.

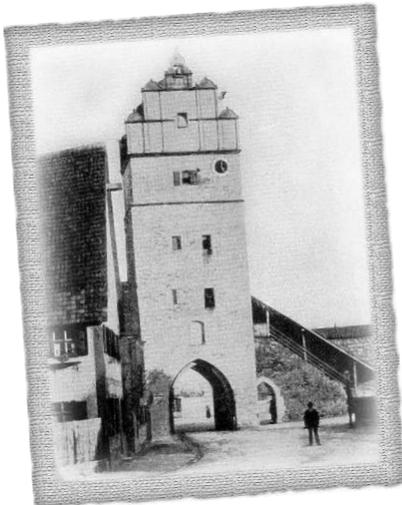
Wo Arbeit knapp ist und um Wohlstand gekämpft wird, muss jeder Neuhinzukommende mit Misstrauen rechnen. Auch in Dinkelsbühl sind Heimatvertriebene alles andere als willkommen. Doch die Stadt wird nicht zuletzt dank ihrer Zähigkeit und ihres Fleißes einen beachtlichen Aufschwung erleben. Der Sudetendeutsche Peschel schafft mit seiner Hutfabrik Arbeitsplätze. Die schönen weichen Filzhüte sind gefragt. Doch mit wachsendem Wohlstand wird es Mode, »unbehütet« auf die Straße zu gehen. Am Schießwasen baut der Schlesier Seiler eine Borstenhaarzurichterei. Aus den Fabrikfenstern sieht man auf Wiesen und Äcker. Hier wird in den sechziger Jahren ein ganzes Industriegebiet entstehen. Ein anderer Schlesier produziert Strümpfe. Als Kurt aus russischer Kriegsgefangenschaft kommt, findet er hier Arbeit. Seine Eltern waren mit seinen jüngeren Geschwistern vor den einmar-

schierenden sowjetischen Truppen aus Ostpreußen geflüchtet. Jetzt wohnen sie im Bärengässchen. Hier feiern Agnes, die Schwester meines Vaters, und Kurt ihre Hochzeit. Irgendein Schlitzohr muss mich beim Abendessen zum Biertrinken animiert haben. Schwer lallend werde ich nach Hause getragen.

Das Hoffeld

Tante Agnes und Onkel Kurt wohnen im Hoffeldweg. Im Stall grunzen Ferkel und auf dem Hof gackern Hühner. Wer hier baut, muss im Nebenerwerb Landwirtschaft betreiben. Die Nazis haben mit der Bebauung dieses lang gestreckten Höhenzuges vor der Stadt begonnen. In der »Dinkelbauersiedlung« fanden kinderreiche Familien ein neues Zuhause. Jetzt siedeln hier vor allem Flüchtlinge.

Seit Großmutter aus Oberschlesien zu ihrer Tochter übersiedelt ist, beginnt der Heilige Abend mit einem Abendessen auf dem Hoffeld. Noch gibt es keinen Jörgensteg. Wir wandern durch das Nördlinger Viertel. Hier wohnen Bauern und ärmere Leute. Sobald wir die schützende Stadtmauer hinter uns lassen, weht ein eisiger Wind. Wir kämpfen uns den Berg hoch. Mir kommt es immer so vor, als ginge es nach Sibirien. Es ist Großmutterns ganzer Stolz, uns alle zu bekochen. Weil der Heilige Abend ein Fasttag ist, darf kein Fleisch gegessen werden. Deshalb gibt es wie früher in Mechtal zuerst eine Lebkuchensuppe mit Rosinen und dann eine Fisch-



suppe. Mir kommt es noch heute so vor, als würden mich die gebrochenen Augen des armen Fisches traurig anstarren. Wie sehr sich mir die Stimmung dieser Abendessen eingepägt hat. Allem festlichen Glanz zum Trotz roch es nach Armut. Inzwischen weiß ich, dass die Not der frühen Jahre ein Leben lang in uns nachwirkt.

Mein heißgeliebtes Kasperle

Es geht zurück auf den Inselweg. Wie bei meinem Altar bin ich außer mir vor Freude. Im Vorjahr hatte mich das Bilderbuch mit Pinocchios Streichen begeistert und jetzt bekomme ich mein eigenes Kasperle-Theater. Beglückt nehme ich Kasperle in die Hand. Er hat eine riesige Nase.



Sie muss im Laufe seines Lebens immer neu angeklebt werden. Der arme Kerl ist einsam. Da gibt es die Prinzessin. Hübsch herausgeputzt, aber auch eingebildet. Ihr Vater, der König, ignoriert den »Tunichtgut«. Angegiftet wird er von einer Hexe. Sie hat schreckliche Warzen im Gesicht. Sobald Kasperle einen Streich wagt, taucht ein Polizist auf. Er flüchtet, wenn das riesige grüne Krokodil die Bühne betritt und Kasperle zu verschlingen droht. Ist es vertrieben, muss Kasperle sich gegen einen schrecklichen Teufel mit Hörnern, schwarzen Locken und feuerrotem Gesicht wehren. Wie gut, dass wir einander gefunden haben.

Kasperle hat einen Doppelgänger. Er sitzt bei Tante Ria in der Nördlingerstraße auf dem Sofa und heißt Zäpfelkern. Ge-

bannt hänge ich an Vaters Lippen, wenn er mir aus Otto Julius Bierbaums »Zäpfelkerns Abenteuer« vorliest. Als wir in den siebziger Jahren Deutschlands ersten Männerkalender machen, schreibe ich einen Artikel: »Warum Kasperle mein großes Vorbild ist«. Was hat mich damals schon so fasziniert? Ich ahnte im Kasperle jene Seite, die ich noch nicht zu leben wagte. Nämlich den Wunsch, weniger kopflastig, sondern unbeschwerter, verrückter zu leben. Langsam und leidvoll werde ich mich vom Seelenbild des Hohepriesters befreien und in das des Narren hineinreifen.





Eine liebe Weggefährtin: Tante Ria

Sie gehört in der Erinnerung zu jenen schönen Kindertagen. Noch vor der Jahrhundertwende war sie in München als Maria Beck auf die Welt gekommen. Wie viele saß das Mädchen fasziniert in einem der neuen Lichtspielhäuser. Gebannt sah sie auf die vorbeihuschenden Bilder, die ein Pianist auf seinem Klavier melodramatisch untermalte. Viele dieser Stummfilme wurden in den Hallen der Bavaria in Geiseltageig gedreht. Dort wurde aus dem Vorstadtkind Maria die Filmschauspielerin Ria Marbeck. In der Münchner Künstler-Boheme lernte sie die Tänzerin Friedel Zech kennen. Diese flüchtete gegen Kriegsende mit ihrer Tochter Barbara aus dem zerbombten München nach Dinkelsbühl. In einem wunderschönen Barockhaus, an einem Ausläufer des Altrathausplatzes, finden sie ein neues Zuhause. Hier zieht auch der neue Musikmeister der Stadt, Willy Bayer, ein. Er stammt aus Pappenheim. Gleich nebenan, im Garten am Wehgang, haben sich Flüchtlinge aus Sachsen in einem kleinen heruntergekommenen Haus einquartiert. Einer von ihnen, Rudolph Warnecke, wird sich bald als Kunstmaler einen Namen machen. Auch Tante Ria folgt dem Ruf ihrer Freundin ins fränkische Asyl. Sie ist zu stolz, von Sozialhilfe zu leben. Als Vertreterin von Drei-Turm-Seifen zieht sie von Haus zu Haus. So kommt sie auch auf den Inselweg. Meiner blinden Mutter wird sie eine treue Vorleserin. Gemeinsam entdecken sie die Welten fernöstlicher Weisheit.

Schon besuchen die Töchter aus besser gestellten Familien die Ballettschule Zech. Am 2. Weihnachtsfeiertag zeigen die Mädchen auf der Bühne der Schranne ihr Können. Es ist ein festliches Ereignis. Einmal lauschen wir Kinder dort Humperdincks Märchenoper »Hänsel und Gretel«. Das ganze Jahr



über habe ich in meinem Vater einen lieben Spielgefährten. Es macht ihm Spaß, mit uns stundenlang rumzualbern. Mutter ist davon nicht immer begeistert. Jetzt, wo ein Kasperle-Theater da ist, muss natürlich Kasperle gespielt werden. Alle Hoffnungen richten sich auf Tante Ria als erfahrene Schauspielerin. Das mein Vater einfach nur losblödeln will, ist ihr anfangs etwas unheimlich.

Doch schon ihr erster Auftritt beim Sommerfest der Schlesier im Gasthof »Dinkelbauer« ist ein großer Erfolg. Wir Kinder halten uns den Bauch vor Lachen. Auch Tante Ria wird mitgerissen. Prustend vor Lachen sucht sie unter der Bühne nach der herausgefallenen Prothese.

Noch ahnen wir Kinder nichts von dem Leid und den Abgründen der Erwachsenen. Barbara, süchtig wie ihre Mutter, muss früh sterben. In der Familie Warnecke flüchten zwei Menschen aus der Schwermut in den Freitod. Tante Ria braucht viele Jahre, um ihren Seelenfrieden zu finden. Sie ist eine fanatische Verehrerin Adolf Hitlers gewesen. Als sie nach dem Krieg von dem millionenfachen Mord an den Juden erfährt, quälen sie immer neu Schuldgefühle. Erst Dekan Kranzfelder gelingt es in einer Beichte, sie von dieser schweren Last zu erlösen. Auch mich wird das Leben aus der Bahn werfen. In diesen meinen Zigeunerjahren komme ich auf die Idee, meine Kasperle-Puppen mit nach Berlin zu nehmen. Eine Punklady lässt sich begeistern, mit mir Kasperle zu spielen. Sie kommt aus einem ostfriesischen Pfarrhaus und versucht, mit einer Glatze und einem rauschhaften Lotterleben ihre fromme Vergangenheit abzuschütteln. Als ich von einer meiner Tramp-

*touren zurück-
komme, ist sie
unbekannt verzo-
gen und mit ihr
meine geliebten
Puppen. Es ist
ein Verlust, der
mich noch heute
manchmal trau-
rig stimmt.*



Von der Not der Ahnen

Im ersten Stock wohnen die Großeltern. Ihr Weihnachtsbaum hat elektrische Kerzen. Sie brennen von Heiligabend bis Dreikönig. Ich sehe den Baum in seinem stillen Glanz vor mir. Aber dieses Wohnzimmer bleibt seltsam menschenleer. Erst in den letzten Jahren habe ich es geschafft, mir das Leben meiner Großeltern anschaulich zu machen.

Mein Bahle-Großvater stammt aus Dürrwangen. Eigentlich sollte der begabte Junge einmal das Lehrerseminar besuchen. Aber der ausbrechende Krieg machte diesen Wunsch zunichte. Sein Vater wurde sofort eingezogen. Zurück blieb eine Mutter mit neun unmündigen Kindern. Alois, der älteste, musste einen Brotberuf lernen. Es war die Haarzurichterei. Aus Frankreich vertriebene Hugenotten haben dieses anspruchsvolle Gewerbe in unserer Gegend heimisch gemacht. Nach der Arbeit bindet Alois Bürsten und Besen. Sie versucht er am Wochenende bei den Bauern gegen Essbares einzutauschen. Jüdische Händler aus Nürnberg und Fürth kaufen die hergestellten Feinhaare und Borsten. Ihnen gefällt dieser fleißige und gewissenhafte junge Mann. Mit ihrer Hilfe kann er ein altes Haus auf dem Inselweg kaufen. Seine bisherigen Besitzer hoffen in den USA auf bessere Zeiten.



Als Fanny, meine Großmutter, 1923 ihren Alois heiratet, sprechen alle von einer guten Partie. Schließlich ist er Geschäftsmann und Hausbesitzer. Auch Fanny kommt aus einer kinderreichen Familie. Ihr Vater ist Werkmeister am städtischen Elektrizitätswerk. Es befindet sich im Erdgeschoss der Schranne. Zwei unterschiedliche Welten treffen aufeinander. Die Bahle-

Jungen begeistern sich für Radsport, Motorräder und Autos. Bei den Müllers, der Familie meiner Großmutter, wird oft und viel musiziert. Ihr Vater hat sich Klavier und Geige selbst beigebracht. Die Mutter spielt Zither. Mit Fanny kommt das wunderschöne Hammerklavier auf den Inselweg. Sie ist sentimental und weichherzig. Ihr Mann ist keineswegs hart, aber die Not seiner frühen Jahre haben ihn eher karg und spröde gemacht. Fanny holt sich Rückhalt bei zwei Busenfreundinnen. Sie sind um die fünfzig und in den Augen ihrer Schwestern uralt. Die Nachbarin Rosa hatte schon einmal bessere Zeiten gesehen. Die Holzöder waren vermögend, hatten aber auf den Rat der Bank all ihr Geld in Walchenseeaktien investiert. Diese waren nach Krieg und Inflation nur noch ein paar Pfennige wert. Auch die Nachbarin Babette hatte sich ihre Zukunft anders vorgestellt. Schließlich hatte sie in einen reichen Geschäftshaushalt in der Vorstadt eingeheiratet. Doch ihr labiler Sohn heiratete eine resolute Frau, die sie einfach vor die Tür setzte. Fanny lässt sich von jeder Not anrühren. Mit dem Ergebnis, dass das wöchentliche Haushaltsgeld spätestens am Freitag ausgegeben ist. Immer neu wird in der Ehe um Geld gestritten.

Auch eine Weihnachtsgeschichte erzählt von Alois' Hang zur Sparsamkeit. Er besorgte für die ganze Verwandtschaft die Weihnachtsgänse. Für sich selbst hatte er eine kleine in seinen Augen besonders leckere Gans zurückbehalten. Wahrscheinlich war sie die billigste. So oft sie Fanny am 1. Feiertag auch in den Kachelofen schob, das alte Luder blieb zäh und hart. Irgendwann am späten Nachmittag warf Alois sie erbost auf die Straße. Beinahe hätte er Frau Bürgermeister Götz getroffen. Sie war gerade dabei, auf dem Inselweg einen Weihnachtsbesuch zu machen. Überrascht rief sie: »Bin ich denn hier im Schlaraffenland?«.

Ihr Mann war in den Augen von Fannys Mutter ein »Katholikenfresser«. Er gehörte zu den evangelischen Honoratioren, die sich nur abfällig über die meist ärmeren Katholiken äußerten. Wenn es um die Beförderung seiner katholischen Angestellten ging, stellte sich Bürgermeister Götz taub. Wie Adolf Hitler hatte er im Regiment List gedient. Sofort nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler überbringt er ihm persönlich die Ehrenbürgerurkunde der Stadt. Sein katholischer Werkmeister Müller verweigert auch nach der Machtergreifung den Hitlergruß. An seinem Haus in der Bechhofenerstraße darf keine Hakenkreuzfahne gehisst werden. Seine Frau lebt in der ständigen Angst, er könne seine Beamtenstelle verlieren.



Doch in diese schwierigen Zeiten fällt eine Weihnachtsgeschichte, die uns Nachgeborene schmunzeln lässt. Es ist Heiligabend. Aus Dürrwangen kommt der Bahle-Großvater ange-

radelt, um seinem Sohn und seiner Familie ein frohes Fest zu wünschen. Auf dem Heimweg macht er noch einen kurzen Besuch bei den Müllers in der Bechhofenerstraße. Der Müller-Opa ist froh, den Festvorbereitungen entfliehen zu können. Beide Männer beschließen, der Mutsch-Fee einen Besuch abzustatten. Die zierliche Frau betreibt die Wirtschaft in der Mutschach und versteht es, die Männer an sich zu fesseln. Es ist bereits dunkel geworden. Vom Dorftelefon in Dürrwangen ruft Alois Mutter in Panik bei ihrem Sohn an. Sein Vater ist nicht angekommen. Alois macht sich in Sorge mit seinem Auto auf die Suche. Am Waldrand entdeckt er Kerzenschein. Zwei Männer mit brennenden Kerzen wanken durch den tiefen Schnee. Wachs tropft auf ihre Mäntel. Zu Hause werden sie von den Frauen erobert empfangen. Es dauert eine ganze Weile, bis der Weihnachtsfrieden besungen werden kann.

Fanny teilt den Eigensinn ihres Vaters. »Wenn Ihr genau das Gegenteil von dem tut, was der Adi sagt, liegt ihr genau richtig!« Mit »Adi« ist Adolf Hitler gemeint. Allen Einschüchterungen zum Trotz kauft sie weiter bei den Jordans. Diese betreiben am Weinmarkt ein Textilgeschäft. Als auch in Dinkelsbühl in der Pogromnacht Betten aufgeschlitzt, Bücher, Geschirr,

Möbel auf die Straße geworfen werden, flüchten die letzten jüdischen Familien. Aus der Wohnungsauflösung der Jordans stammen der pompöse Tresor in Großvaters Büro, die messinggetriebene Wohnzimmerlampe und die eindrucksvolle Christbaumspitze. Sie besteht aus fein geformten klei-



nen Wachsengeln, silbernen Glöckchen und Perlenschmüren. Weihnachten 1938 ist die Stadt »judenfrei«. An diese ersten Heimatvertriebenen erinnert sich heute kaum noch einer.

Jahrelang berichtet Alois nach seinen Geschäftsbesuchen in Nürnberg und Fürth bedrückt von den Schikanen und dem wachsenden Terror. Schließlich entscheiden sich seine jüdischen Geschäftspartner, nach England und Amerika auszuwandern. Bei Kriegsbeginn wird Großvater seine Autoleidenschaft teuer bezahlen müssen. Der 40jährige muss sich mit seinem sechszylindrigen Cabriolet in Ostpreußen melden. Er wird im Polen-Feldzug eingesetzt. Von dort kehrt er nach Hause schwerkrank zurück.

Fanny teilt sein düsteres Lebensgefühl. Fast zwanghaft sammelt sie alle Zeitungsnotizen, die von einer neuen unheimlichen Krankheit berichten. Der Krebs überrascht sie anders, als sie befürchtet. Goldkronen signalisieren den wachsenden Wohlstand. Selbst Zähne, deren Nerv bereits abgestorben ist, werden überkront. Als man bei Fanny im Kiefer Eiterherde und Metastasen entdeckt, ist es bereits zu spät. In Deutschland wagt man an der Uni-Klinik in Heidelberg erste Bestrahlungen. Die Ärzte haben noch wenig Erfahrung. Eine Bestrahlung verletzt Fannys linkes Auge. Es muss entfernt werden. Eine andere Strahlendosis zerstört das Schmerzzentrum im Gehirn. Auch wenn Großmutter starke körperliche Schmerzen erspart bleiben, wird es ein mühseliges Sterben. Großvater stirbt acht Jahre später an Magenkrebs.





*Vielleicht sind Menschen, die für ihr inneres Leid keine leb-
bare Form finden, für Krebs besonders anfällig.*

Das Fest der Geburt

Meine Generation durfte Kindheit und Jugend in Frieden und wachsendem Wohlstand verbringen. Als Erwachsener quälte mich ein seltsamer Angsttraum: es ist Heiligabend und ich habe kein Geschenk für meine Eltern. In letzter Minute renne ich los und ergattere ein Buch. Wenn ich aufwachte, war ich unruhig und niedergeschlagen.

*Irgendwann einmal hatten wir auf Vorschlag meiner un-
sentimental eingestellten Mutter beschlossen, uns an Heilig-
abend nichts mehr zu schenken. Alles Notwendige war schon
lange vorhanden. Jeder von uns war bescheiden und hatte kei-
ne besonderen Wünsche. Warum sollten wir uns selbst unter
Druck setzen und jedes Mal neu nach einem originellen Ge-
schenk suchen? Warum also dieser schreckliche Traum? Erst
als ich einmal zufällig »Weihnachten« mit »Fest der Geburt«
übersetzte, ging mir ein Licht auf. Richtige Kinder schenken
ihren Eltern Enkelkinder. Ich kann meinen Eltern nur »gei-
stige Kinder« wie diesen Text schenken. Enkelkinder erleich-
tern den Brückenschlag zwischen den Generationen. Auf sie
kann man ausweichen, wenn sich im direkten Kontakt keine
Harmonie mehr einstellen will. Wo Kinder mitfeiern, erinnern
wir uns schneller und unbeschwerter an den Glanz unserer
Kindertage*

*Jetzt sind nicht nur meine Eltern, auch ich bin alt ge-
worden. Jetzt heißt es, zur Ruhe zu kommen. Plötzlich ent-
decken wir wieder das Kind in uns. Es braucht sehr viel Liebe
und Zuwendung. Wo wir uns das gegenseitig schenken kön-
nen, wird Weihnachten wieder zum Fest des Friedens und der
Versöhnung.*



Aus dem Isenheimer Altar von Matthias Grünewald



Ihr Kinderlein, kommet



1. *Ihr Kin - der - lein, kom - met, o kom - met doch*



all! Zur Krip - pe her kom - met in Beth - le - hems



Stall. Und seht, was in die - ser hoch - hei - li - gen

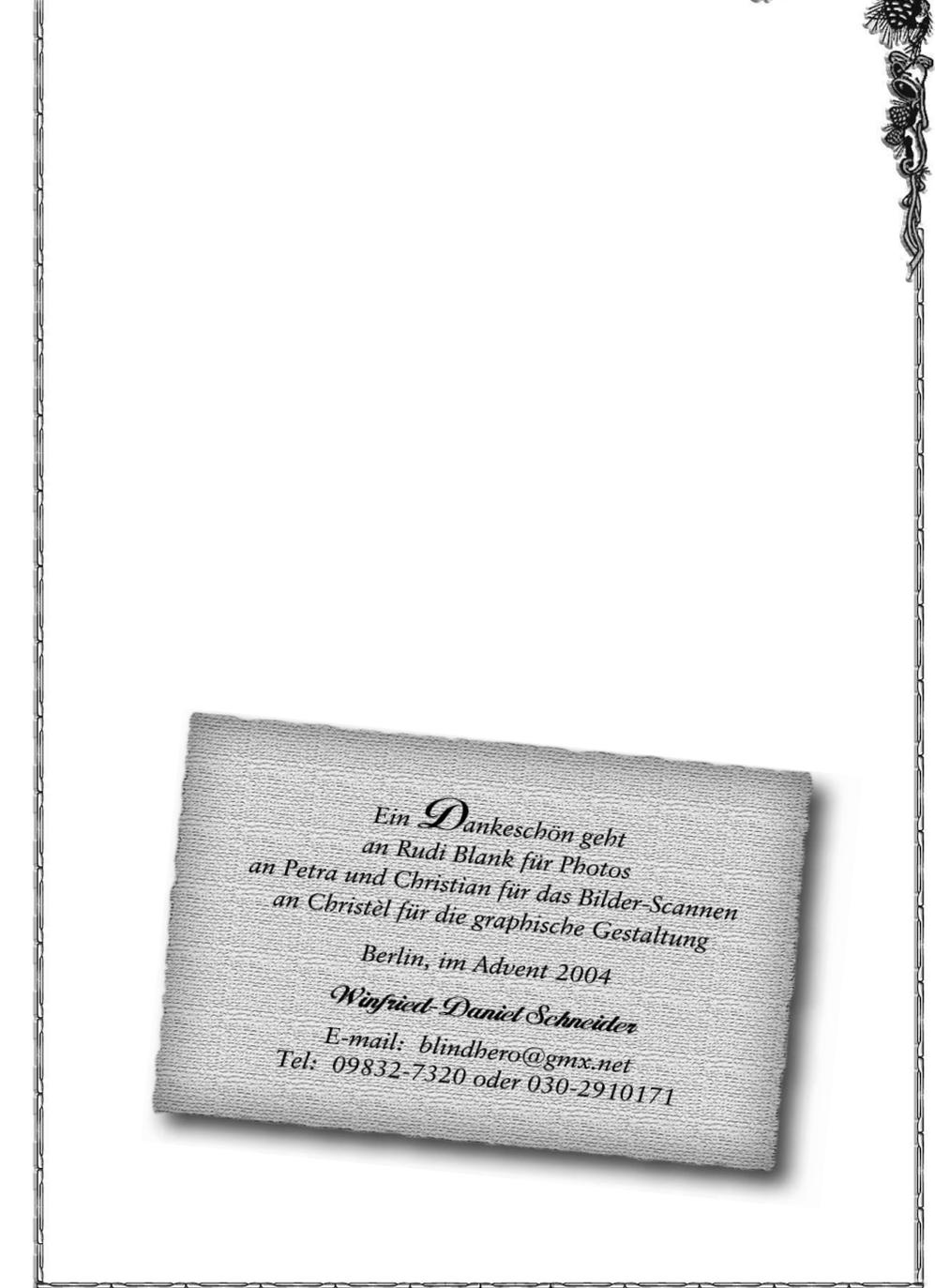


Nacht der Va - ter im Him - mel für Freu - de uns macht.

2. *Da liegt es, das Kindlein, auf Heu und auf Stroh,
Maria und Joseph betrachten es froh.
Die redlichen Hirten knien betend davor;
Hoch oben schwebt jubelnd der Engelein Chor.*

3. *O beugt wie die Hirten anbetend die Knie,
Erhebet die Hände und danket wie sie!
Stimmt freudig, ihr Kinder, wer wollt' sich nicht freun?
Stimmt freudig zum Jubel der Engel mit ein!*

(Musik: Johann Abraham Peter Schulz
Text: Christoph von Schmid)



*Ein Dankeschön geht
an Rudi Blank für Photos
an Petra und Christian für das Bilder-Scannen
an Christel für die graphische Gestaltung*

Berlin, im Advent 2004

Winfried-Daniel Schneider

E-mail: blindbero@gmx.net

Tel: 09832-7320 oder 030-2910171



*Allen, die mir in diesem
Jahr mit Zuneigung begeg-
net sind, wünsche ich ein
schönes Weihnachtsfest
und ein gutes neues Jahr
2005*